

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 98 (1972)
Heft: 4

Illustration: [s.n.]
Autor: Hürzeler, Peter

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

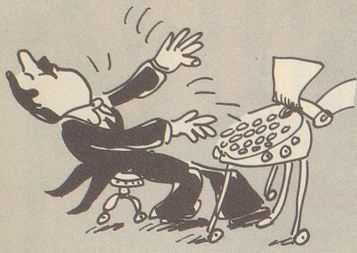
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.04.2026

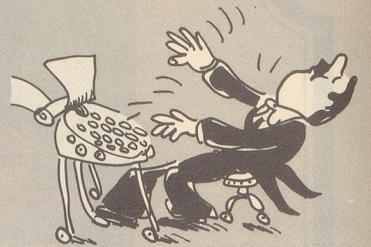
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Spott- Revue

Spott- Revue

von
Max Rüeger



Verspätete Diagnose

Die diversen olympischen Komödien, die gegenwärtig auf den Spielplänen vieler Landes-Theater stehen, steigern sich allmählich zu Grotesken. Dabei möchte ich den greisen Hauptdarsteller Avery Brundage, durch allzu lange En-suite-Gastspiele mittlerweile zum provinziellen Possenreißer abgesunken, hier keiner weiteren Kritik unterziehen. Der amerikanische Fünf-Ringe-Methusalem läßt, um in der Bühnensprache zu bleiben, keine Gelegenheit für improvisierte à parts an der Rampe aus, er schmirt sich durch die Szenen, ohne auf seine Partner auch nur die geringste Rücksicht zu nehmen, er gibt einem abonnierten Publikum Zucker und versalzt den anderen damit die Suppe, die er mitgekocht hat. Sein direktester Antipode, der Schweizer Marc Hodler, gibt sich alle erdenkliche Mühe, nicht ebenfalls Maler – nämlich Schwarzmaler – zu sein, aber die von Brundage permanent umgestoßene Dramaturgie des Stückes «Olympia 72» läßt ihn immer wieder nach neuen Stichworten suchen. Und wäre Hodler nicht so routiniert – der Vorhang hätte längst fallen müssen.

Wann die internationale Intendanz des weltweiten Sport-Theaters ihren Protagonisten endlich umbesetzen wird, ist noch ungewiß. Erfahrungsgemäß treten jedoch alternde Mimen nur höchst ungern ab.

Zusätzliche Spannung hat die Inszenierung in den letzten Wochen durch ein tragi-komisches Element bekommen, dem man seine Aufmerksamkeit mit wachsender Faszinoslosigkeit schenkt.

Als 1966, nach vehementem persönlichem Einsatz seines Oberbürgermeisters Hans-Jochen Vogel, München, die Olympischen Sommerspiele 1972 zugeschlagen erhielt, jubelte unsere nördliche Nachbarnation unisono. Vogel, so formulierten begeisterte Feuilletonisten, habe denselben abgeschossen, er wurde in Bayerns Metropole triumphal empfangen, er war der Held des Tages.

Nun trennen uns nur noch wenige Monate von der Eröffnung am 26. August – und dem einstmaligen Hosianna ist seltsamer-

weise Ernüchterung, ja Bitternis gefolgt.

Vor allem aus dem kühlen Norden schießt man ganze Kanonaden ab in Richtung Isar, und was damals zur Angelegenheit der gesamten Nation hochstilisiert worden war, ist heute Zankapfel, und erst noch einer, in dem sich der Wurm krümmt.

Der Hamburger «Spiegel» und das Magazin der Hamburger «Zeit» beklagen mit termingerechtem abgestimmter Bruder-Trauer den fatalen Weg, den München gegangen sei, den Weg von der «heimlichen zur unheimlichen Hauptstadt».

«Die Stadt», schreibt der ehemalige Münchner Lokalredaktor Peter Schille im «Zeit»-Magazin, «in welcher der amerikanische Schriftsteller Thomas Wolfe eine Art von deutschem Paradies erblickte, ehe er auf dem Oktoberfest mit einem

Bierkrug niedergeschlagen wurde, ist heruntergekommen zu einem Inferno aus Blech und Beton. Die Stadt, deren Uhren anders gingen als die von Bonn, hat ihre Ortszeit aufgegeben. Sie hat sich angepaßt: an Bonn und an Gelsenkirchen. Wenn diese Stadt sich im Spätsommer für die XX. Olympischen Spiele noch einmal als Glamour-City zur Schau stellt, wird unter all dem Glanz und Glimmer sichtbar werden, daß München seinen Charakter verloren, seinen Charme verkauft und seine Atmosphäre vergiftet hat. Die Weltstadt mit Herz ist eine Allweltsstadt geworden.»

Willy Daume, OK-Präsident, hatte einmal «Spiele der Heiterkeit» und des «menschlichen Maßes» versprochen. Sicher, daran wollte man nicht so recht glauben, denn deutsche Gründlichkeit und ihr Hang zum Perfektionismus verträgt sich schlecht mit Charme und Frohsinn. Und das «menschliche Maß» dokumentiert sich denn auch recht eigenartig in der Budgetierung:

– 1966 waren die Gesamtkosten auf 520 Millionen Mark veranschlagt.

– 1968 stand man auf 800 Millionen.

– 1970 nach «endgültig letzter Kostenerhöhung» – auf 1,35 Milliarden.

– 1971 im Oktober lautete der neueste Stand auf 1,972 Milliarden. Hämisches zitiert der «Spiegel» einen pathetischen Ausspruch des Vizepräsidenten des nationalen olympischen Komitees, Max Danz, der vor sechs Jahren versicherte: «Wir müssen maßhalten, nichts überbewerten und nicht in Versuchung geraten, die größten und bombastischsten Spiele veranstalten zu wollen.»

«Spiegel» und «Zeit»-Magazin warten mit furchterregenden Zahlen auf, von gestiegenen Mietpreisen, einem selbstmörderischen Bauboom, über weiterhin latentes Verkehrschaos bis zur genauen Bezifferung von wachsender Kriminalität und Luftverpestung.

Solcherlei Affront vom Elbe-Ufer ließ man sich in München natürlich nicht gefallen – aber, und da wird's eben mysteriös – die Gegenattacken, die Verteidigungsplädoyers, gerieten merkwürdig lendenlahm und verschüchtert.

Selbst im «Streiflicht» der «Süddeutschen Zeitung» – ansonsten täglich erscheinendes Glanz-Exemplar brillanter Journalistik – schimmert zwischen den knappen Zeilen schwermütige Resignation durch. Sanft-ironisch verbrämt zwar – aber immerhin. Und eine flugs gestartete Umfrage der «Münchener Abendzeitung» bei zuständigen Amtsstellen, gedacht als ein Tatsachen-gegen-Tatsachen-Bericht, mag keineswegs zu überzeugen.

«In München sterben mehr Menschen an Krebs als anderswo in Deutschland», war aus Hamburg behauptet worden. Die Entgegnung des einschlägigen Referatsleiters:

«In München ist Todesursache in 21 von 100 Sterbefällen Krebs. Die Vergleichszahlen für andere deutsche Großstädte lauten: Stuttgart 20,4, Köln 20,2 und Hamburg 19,2 Prozent. Worin die Ursachen hierfür liegen, insbesondere ob und wie sie örtlich bedingt sind, ist meines Wissens bislang nicht hinreichend erforscht.»

Nur ein Beispiel von vielen – und als olympiabezogenes Faktum nebensächlich.

Grotesk jedoch bleibt der Umstand, daß die Bundesrepublik mitnichten mehr die vordem so gepriesene geeinte Olympianation zu sein scheint. Daß Münchens Oberwiesenfeld ins Schußfeld anderer Städte geraten ist, daß man jetzt erst die Geister entdeckt, die lange zuvor schon gerufen wurden. Man gibt sich da überrascht, wo eigentlich Ueberraschung gar nicht mehr statthaft wäre. Ob man den Zwei-Milliarden-Muskel-Rummel ablehnt oder befürwortet, ob derartiger Gigantismus verdammt oder unterstützt werden soll – steht hier nicht zur Debatte.

Hingegen gibt das doch leicht peinliche Schauspiel innerdeutscher Olympia-Selbstzerfleischung, dargeboten als verspätetes publizistisches Happening, einigermaßen zu denken.

Hätten wohl, so frage ich mich, Bern und Basel in «Bund» und «National-Zeitung» ebenso gegen Zürich gefeuert, wären olympische Gäste an die Limmat gekommen? Oder, noch besser, der «Fögl Ladin» und der «Berliner Oberländer» gegen Sitten?

Nun gut, Zürich besann sich selbst

